HANS JÜRGEN HERINGER

Politische Glaubwürdigkeit – Betrachtungen eines moralisierenden Linguisten

It's only on paper that one
moralizes.

Richard le Gallienne

I.

Politische Glaubwürdigkeit ist ein Thema besonders in demokratischen Staaten. Auffällig ist allerdings, daß dieses Thema nicht ständig diskutiert wird, wenngleich es natürlich ständig aktuell ist. Vielmehr scheint es Wellen der Glaubwürdigkeitsdiskussion zu geben. In USA tat sich in den Sechziger Jahren der sogenannte credibility gap auf, der durch die – für Amerikaner – erschütternde Erfahrung sichtbar wurde, daß sie von ihren Politikern nach Strich und Faden belogen wurden. Die Stichwörter sind der U2-Spionagefall, Vietnam und Watergate (Shaw 1966, Arendt 1972). Es wurde vermutet, daß hier kulturelle Unterschiede, Unterschiede in der politischen Kultur Amerikas und Europas bestehen. Europäer seien in dieser Hinsicht abgebrühter, hätten eine längere Tradition und Erfahrung. Das mag sein. Aber dennoch ist das Glaubwürdigkeits-Skandalon auch in Europa immer wieder Thema. In der Bundesrepublik gab es eine solche Phase – möglicherweise in der Nachhut der USA – Anfang der 80er Jahre. Die Stichwörter sind die Wende und die Parteispendenaffäre.

Irgendetwas scheint auch jetzt wieder mit der Glaubwürdigkeit nicht in Ordnung. Jedenfalls geht die öffentliche Diskussion über die Glaubwürdigkeit hoch in den letzten zwei Jahren. Die Pointe ist, daß jetzt wohl der, den Heiner Geißler 1982 im Bundestag pries als einen Mann, „der in seiner Person das Vertrauen verkörpert, das Sie und Ihre Regierung verloren haben...“ (Michel 1983, S. 22), daß es heute just von diesem heißt: *Experten-Ruf genießt der Generalist allein auf einem Gebiet: dem der Machterhaltung. Aber auch da ist er nicht länger glaubwürdig, er weiß es selbst.* (Der Spiegel 43, 1989, S. 37). Die Gefahr der Glaubwürdigkeitsdiskussion scheint, daß man umso unglaublicher wird, je mehr man über Glaubwürdigkeit redet. Denn je mehr darüber geredet wird, umso mehr Grund scheint es zu geben. Und mehr Grund gibt es, wenn es zu wenig Glaubwürdigkeit gibt.

Zur Glaubwürdigkeit haben sich viele geäußert, so Philip Jenninger weiland Bundestagspräsident: *Unsere Demokratie erlebt derzeit eine der schwersten Glaubwürdigkeitskrisen ihrer Geschichte* (Der Spiegel 44,

1987, S. 23). Sogar einen programmatischen, unter der Last stöhnenden Buchtitel gab es: *Das Schwerste ist Glaubwürdigkeit* von Erhard Eppler. Unser früherer Bundeskanzler Helmut Schmidt hat sich allgemeiner zur politischen Glaubwürdigkeit geäußert:

Demokratie ist nur möglich, wenn wir unseren Repräsentanten in Parlamenten und Regierung glauben können. Wir sind darauf angewiesen, ihnen zu glauben, daß sie die Wahrheit sagen – ihre subjektive Wahrheit natürlich – und daß sie ihren subjektiven Überzeugungen gemäß handeln. Sie dürfen dabei weder lügen noch täuschen.

Das ist sehr idealistisch, vielleicht sogar normativ. Mir soll es heute hingegen mehr um die reale Kommunikation gehen, wie sich Glaubwürdigkeitsfragen hier darstellen, wann und wie sie zum Problem werden.

II.

Klassischer Beginn eines solchen Vortrags ist die Frage: Was ist Glaubwürdigkeit? So beginnt auch Bernhard Vogel – sintemal Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz – einen Vortrag, den er letztes Jahr an der Universität Augsburg gehalten hat (Vogel 1988). Er sprach damals zu dem Thema: „Glaubwürdigkeit in Politik und Wissenschaft“ (allerdings eine ulkige und-Verbindung, so als würden wir Wissenschaftler dauernd beim Lügen ertappt). Vogel beantwortet die Definitionsfrage mit einem Lexikon-Zitat: *Glaubwürdigkeit ist Vertrauenswürdigkeit in Bezug auf die Wahrhaftigkeit*. Aber bringt's das? Weiß man jetzt mehr? Es sind nur andre Wörter für ein schweres Wort gesetzt, und wir wissen weder, ob die Gleichsetzung stimmt, noch daß wir Wörter wie Vertrauenswürdigkeit oder Wahrhaftigkeit besser verstehen.

Glaubwürdig oder nicht ist erst einmal, was jemand sagt. Ob man das glauben kann, hängt natürlich damit zusammen, ob es für uns evident ist, argumentativ gut abgesichert, ob es einfach dem entspricht, was allgemein geglaubt wird, oder – in vielen Fällen – ob es auch eintrifft. Von da überträgt sich die Eigenschaft auf die Person. Wer nur oder immer Glaubwürdiges sagt, der ist glaubwürdig. Seine Glaubwürdigkeit hat dann so viel Kraft, daß sie auf seine Aussagen abfärbt. Ja die Glaubwürdigkeit der Person kommt erst dann richtig zum Zug, wenn man die Aussage nicht mehr recht nach der Glaubwürdigkeit beurteilen kann. Schließlich wird von der Glaubwürdigkeit von Institutionen, der Demokratie usw. gesprochen, die offenbar darin bestehen soll, daß deren Repräsentanten glaubwürdig bleiben.

Daß Definitionen nicht weit tragen, zeigt sich im Vogel-Vortrag, wenn er später etwas verquer vom Gebot der Glaubwürdigkeit spricht (Vogel 1988, S. 23). Glaubwürdigkeit ist nichts, was man gebieten könnte.

Glaubwürdigkeit ist so etwas wie Gesundheit. Man kann vielleicht etwas dafür tun, daß man sie hat; aber ich kann sinnvoll nicht zu jemandem sagen: *Sei gesund!* Ich bin kein performativer Jesus. Ebenso sinnlos erscheint mir und vielleicht bald auch Ihnen: *Sei glaubwürdig!* Wenn man diese Empfehlung so leicht befolgen könnte, dann gäbe es bald kein Glaubwürdigkeitsproblem mehr.

Helmut Schmidt spricht davon, daß wir auf Glaubwürdigkeit angewiesen seien. Demokratie sei nur so möglich. Es handelt sich aber nicht um ein autarkes politisches Prinzip. Vielmehr ist das eine Folge eines allgemeinen Prinzips der Kommunikation, des Prinzips der Wahrhaftigkeit nämlich, ohne das Kommunikation nicht funktioniert. Zu diesem Prinzip gehört Glaubwürdigkeit. Denn wer von der Glaubwürdigkeit spricht, der spricht von der Lüge. Die Frage der Glaubwürdigkeit stellt sich erst, wenn die Lüge in der Welt ist.

In unserer kommunikativen Welt gibt es die Lüge, und man kann sich vielleicht gar keine ohne Lüge vorstellen. Darum ist das Lügeverbot ein Grundprinzip der Kommunikation. Wir müssen es sogar noch verschärfen zu der Grice-Maxime: „Sei wahrhaftig!“ Diese Maxime ergibt sich aus dem Sinn der Kommunikation selbst. Zwar kann der Lügner kurzfristig Vorteile aus der Lüge ziehen – und bekanntlich ist das ja der Sinn der Lüge –, langfristig zerstört der Verstoß gegen diese Maxime aber den Witz der Kommunikation.

Das Pendant zur Wahrhaftigkeitsmaxime ist, daß wir unserem Partner normalerweise Glaubwürdigkeit zubilligen. Glaubwürdigkeit ist also keine selbständige, keine monologische Eigenschaft, sondern ihrer Natur nach ein kommunikativer Begriff. Glaubwürdig kann man nicht allein sein. Glaubwürdig ist der, von dem die andern glauben, daß er nicht lügt. Glaubwürdigkeit ist sozusagen die Basis, auf der Kommunikation funktioniert; sie ist das kommunikative Urvertrauen, ohne das nichts geht. Glaubwürdig ist darum erst einmal jeder. Wir glauben unserem Partner bis zum Beweis des Gegenteils. Ich denke, daß sich dies aus der Reziprozität der Kommunikation begründet. Ich glaube dem anderen, weil ich will, daß er auch mir glaubt. Und nur so scheint das ganze zu funktionieren. Aber: Ich bin auch skeptisch gegen mich selbst! Und leider ist es in der Politik nicht ganz so wie unser Bundespräsident meint – der ja sonst bekannt ist für seine Reden, denen man zustimmen muß: *Eine lebendige Demokratie hält Glaubwürdigkeit in hohem Kurs und bestraft früher oder später ihre Vernachlässigung*, sagt er laut Vogel (Vogel 1988, S. 25).

Das Verteufelte ist, daß in uns der Verdacht wächst, daß die Politiker eben nicht politisch bestraft werden, wenn sie die Glaubwürdigkeit ver-

nachlässigen, wie von Weizsäcker windschief sagt – meint er statt sie zu pflegen? Einerseits scheinen viele Bürger nach dem Prinzip des kleineren Übels zu wählen. Im Klartext: Sie glauben keinem, wählen aber trotzdem einen. Andererseits ist es eben die normale Reaktion, die Kommunikation abubrechen, d.h. nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen, was Politiker sagen, und dies schadet natürlich keinem Politiker, solange nur überhaupt noch Bürger wählen und ihn an die Macht bringen. Darum ist vielleicht hier der kommunikative Unschuldsverdacht nicht am Platze.

III.

Unser kommunikatives Urvertrauen ist tatsächlich nicht blind. Wir wissen ja alle, daß gelogen wird, und so müssen wir in einer Art kommunikativem double bind leben: Einerseits müssen wir davon ausgehen, daß unser Partner die Wahrheit sagt, andererseits müssen wir stets gewärtig sein, daß er lügt. Darum sind wir auch sehr sensibel in Bezug darauf, ob einer glaubwürdig erscheint. Welches sind denn die Fakten, die uns hier beeinflussen? Oder anders gefragt: Wie verliert jemand seine Glaubwürdigkeit, die wir ihm erst mal als Vorschuß zubilligen?

Nun, eine Art, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, ist wohlbekannt. Es ist die entdeckte Lüge. Schon das Sprichwort sagt ja: *Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.* Ganz so rigide scheinen wir da allerdings auch nicht zu sein. Zumindest differenzieren wir nach Gelegenheiten. Einer, den wir beim Lügen ertappen, gerät nicht hier und überall, für immer und ewig in kommunikativen Verschleiß. Und das ist auch lebensklug, weil wir nämlich alle nicht so moralisch sind, daß wir nie lügen. Auf der anderen Seite verschärfen wir das Sprichwort aber. Wir suchen und bewerten nicht nur die großen Totallügen, sondern auch kleinere Teillügen in dem, was explizit gesagt wurde. Wir verfolgen die Lügen bis in feinste Feinheiten. Und wir suchen und bewerten nicht nur die expliziten Lügen, sondern wir fahnden nach den Überzeugungen, die hinter den sprachlichen Akten stehen. Wir ermitteln, ob jemand wahrhaftig, d.h. in Übereinstimmung mit seinen Überzeugungen gehandelt hat.

In dieser Kriminalarbeit haben wir differenzierte Methoden ausgebildet. Oft können wir nämlich weder den Wahrheitsgehalt der Aussage beurteilen noch die Überzeugung hinter der sprachlichen Handlung eruieren (das ist übrigens auch eine Begründung für den Unschuldsverdacht). Dann begnügen wir uns mit Surrogaten:

- Einer schaut mir nicht in die Augen.
- Einer hält während seiner Rede den Kopf so schief.

- Einer ist eben auch ein Politiker.
- Einer sieht so verschlagen aus.
- Einer erzählt die Geschichte so glatt.
- Einer kommt mir zu höflich.
- Einer redet so hochgestochen.
- Einer redet so, daß ich ihn nicht verstehe usw.

Bitte, ich möchte solche Beurteilungen nicht propagieren, aber ich muß gestehen, daß ich auch oft so vorgehe. Und als Sprecher muß man dieser Realität ins Auge sehen. Will man sie kritisieren, sollte man nicht hochnäsig zu Werke gehen.

Ich möchte hier nur an die beiden letzten Beurteilungen anschließen. Denn als Linguist halte ich mich erst mal ans Gesagte, an die Wörter letzten Endes. Und da taucht natürlich die methodische Streitfrage auf, wieweit ich als Linguist überhaupt auf die Wahrheitsfrage eingehen muß, wieweit ich die Wahrheit für die Semantik brauche. Ich denke, ich brauche sie. Aber das soll jetzt nicht mein Thema sein. Ich bin Ihnen noch ein paar Erklärungen schuldig, was ich mit den Feinheiten gemeint habe.

Wohl bekannt ist das Problem der Euphemismen. Bernhard Vogel spricht z.B. in der zweiten Minute seiner Augsburger Rede von den „Ereignissen im Herbst 1987“, und er meint damit die Barschel-Affäre, ohne sie treffender zu benennen. So etwas fördert die Glaubwürdigkeit nicht. Denn es gibt offenbar einen Standard dafür, wie genau ich den gemeinten Gegenstand benennen muß, damit ich dem Relevanzprinzip Genüge tue. (Natürlich ist das hier kein harter Euphemismus, sondern Attitüde eines Festredners. Wir verstehen ja, was er meint. Dennoch hat diese Attitüde die euphemistische Tendenz, und soweit wir sie tolerieren, sie mitmachen, machen wir uns zum Komplizen des Nicht-beim-Namen-Nennens.)

Ein anderes Beispiel finden wir in der Weihnachtsansprache unseres Herrn Bundespräsidenten. Hier geht es vielleicht schon um stilistische Feinheiten. Aber auch die infizieren die Glaubwürdigkeit. Weizsäcker gibt uns in seiner Rede zu denken an die Einsamen. Er schildert einen Fall:

Ein 43jähriger Mann ist schon lange arbeitslos. Er schreibt mir, er leide am meisten unter der Teilnahmslosigkeit, ja Gefühlskälte um ihn herum. Er verstecke sich vor anderen Menschen, weil sie sich von seinen Sorgen belästigt fühlten und ihre eigenen für viel wichtiger hielten. (Bulletin der Bundesregierung 177, S. 1565)

Weizsäcker verwendet den Konjunktiv als Zeichen der indirekten Redewiedergabe, als Berichtender distanziert er sich nicht. Wirklich nicht?

Hören Sie selbst:

Ein 43jähriger Mann ist schon lange arbeitslos. Er schreibt mir, er leide am meisten unter der Teilnahmslosigkeit, ja Gefühlskälte um ihn herum. Er versteckt sich vor anderen Menschen, weil sie sich von seinen Sorgen belästigt fühlen und ihre eigenen für viel wichtiger halten.

Wäre das nicht angebrachter? Konfligiert die stilistische Distanz nicht eigenartig mit der Teilnahme? Ich glaube, wenn man dieses Thema anspricht, ist weniger Distanz als vielmehr sympathetische Haltung gefragt.

Oder folgendes Beispiel:

Neue soziale Bewegungen arbeiten manchmal recht unorthodox. Solange sie sich jedoch im Rahmen des Rechts bewegen, braucht sie niemand zu fürchten. (Bulletin der Bundesregierung 177, S. 1566)

Man muß ja schon mal auf die Idee kommen, daß man sich vor unorthodoxen sozialen Bewegungen fürchten müsse. Was soll jedoch das *jedoch* hier? Partikeln sind jetzt recht gut untersucht: *Jedoch* drückt aus, daß etwas gegen die Erwartung ist. Wessen Erwartung? fragt sich da. Will von Weizsäcker andeuten, daß dies gegen seine Erwartung geht? Vielleicht nicht. Es wäre durchaus möglich, daß er in eingefühlter Rede Erwartungen seiner Zuhörer oder mancher seiner Zuhörer antizipiert. Aber das wäre natürlich eine Art Affront, auf den wir innerlich reagieren.

Dieses Beispiel zeigt schön, was ich damit gemeint habe, Glaubwürdigkeit sei eine kommunikative Angelegenheit. Es geht nicht immer gleich um Lügen, und es geht nicht nur um die sprechende Person. Als Rezipient bilde ich mir ein Gesamturteil, und ich lege hier mein Verständnis dessen offen, was der Bundespräsident gesagt hat. Ich exponiere mich, indem ich offenlege, daß mir das nicht glaubwürdig erscheint. Ich weiß, daß andere dies anders verstehen. Selbstverständlich zeihe ich von Weizsäcker damit noch nicht der Lüge. Aber ich komme nicht daran vorbei, daß mir seine Äußerungen unwahrhaftig erscheinen. Es geschieht mir.

Ich will also sagen: Wie jemand über Probleme spricht, das tangiert auch die Glaubwürdigkeit.

Mein zweites Beispiel ist allgemeiner. Es hat zu tun mit Fragen wie:

- Wenn einer oft das gleiche erzählt und immer in gleichen Worten, infiziert das die Glaubwürdigkeit?
- Ist es der Glaubwürdigkeit förderlich, wenn einer zu allem Möglichen sprechen muß und sicherlich auch sprechen will, jedenfalls spricht?
- Ist es der Glaubwürdigkeit förderlich, wenn einer auch zu Dingen

spricht, von denen er nicht genügend versteht?

Vogel hat darauf in seinem Vortrag eine Antwort gegeben:

Es gibt nur eins, was seinen Sachaussagen zu vertrauen nahelegt: die Qualität der Argumente und Belege, der Nachweis, daß er auf dem Gebiet, über das er Behauptungen verbreitet, auch Sachkenntnis aus eigener Forschungsarbeit hat, daß er in wesentlichen Fragen bereits früher richtig geurteilt hat, daß er Neues zutreffender erkannte, schwierige Probleme besser löste als andere (Vogel 1988, S. 28).

Das ist auf Wissenschaft gemünzt, es sollte aber für Politik auch gelten. Vogel sagt seine Meinung charakteristischerweise durch ein Zitat (von Hubert Markl). Weiß er das nicht selbst? Er scheint sich nicht ganz ernst zu nehmen.

Möchten Sie es etwas schärfer? Fördert es die Glaubwürdigkeit des Vortragenden, wenn er einen zusammengeschusterten Festvortrag hält, der ein kleiner Zitatenschatz der klugen Leute dieser Gesellschaft ist (natürlich alle Weizsäckers)? Erscheint mir ein Mensch glaubwürdig, der mir über ein Zitat mitteilen muß,

... daß auch die Gemeinschaft der Wissenschaftler nicht eine Gemeinschaft der fraglos Wissenden, sondern eine Gemeinschaft der in der Wahrheitssuche einander kritisch Vertrauenden sei. (Carl Friedrich v. Weizsäcker)

Oder:

Die eigentlichen Probleme der Zukunft sind nicht Probleme der Technik, sondern Probleme der Ethik... (auch Carl Friedrich v. Weizsäcker). Vogel will sich mit den Zitaten im Kreis all dieser geistigen Heroen ansiedeln. Festredner werfen aus dem Glashaus. Und sie werfen mit großen Worten nach uns. Denen können wir leicht ausweichen. Je größer die Worte, umso leichter machen wir sie aus. Festvorträge sind nicht gerade prädestiniert, Glaubwürdigkeit zu fördern, ein Festvortrag über Glaubwürdigkeit schon gar nicht.

Nun ist Ihnen natürlich schon klar, welche Antwort ich geben will auf die Hauptfrage: Wie verliert man seine Glaubwürdigkeit? Die Antwort ist: Es gibt unüberschaubar viele Wege, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, es gibt aber nur einen Weg, sie zu behalten. Das ist nicht zu lügen, oder genauer gesagt: sich nicht beim Lügen erwischen zu lassen.

Mein kommunikatives Urvertrauen ist darum nicht Blauäugigkeit. Es beruht vielmehr

- auf der Einsicht in seine prinzipielle Notwendigkeit als Grundprinzip der Kommunikation,

- auf der Sicherheit, daß ich auch kleinste Abweichungen und Abirungen bemerke,
- und auf der Überzeugung, daß mich nicht kümmern muß, was ich nicht entdecke, wenngleich ich stets von der Schuldvermutung ausgehe.

Sie mögen dies für meine Charakterschwäche ansehen. Aber: Wir Linguisten müssen hier die rigidesten moralischen Forderungen begründen. Sprechen muß gefährlich werden – für diese Sprecher. Wir müssen ihnen die Wörter mit Glasscherben spicken, wie Hilde Domin es ausgedrückt hat. Wir müssen Methoden entwickeln, Lügen bis ins feinste zu verfolgen. Wir müssen die Hörer in die Lage versetzen, ihre Schlüsse stringent aus kleinsten Indizien zu ziehen, und so ihre unguten Gefühle zu identifizieren, zu formulieren und zu begründen. Wer dies kann, kann auch ruhig und sicher von der Unglaubwürdigkeit des Partners ausgehen. Es macht keinen Unterschied mehr.

Aber ist das nicht schizophren? Mit aller Kraft nach Lügen suchen, um die Glaubwürdigkeit des anderen zu wahren? Nein: Es scheint mir der einzig rationale Weg, wenn die Lüge und die Unglaubwürdigkeit in der Welt sind. Aber ist es nicht doch böse und unmoralisch? Nein: Es ist höchst moralisch und sympathetisch. Wenn der Partner davon ausgeht oder davon ausgehen muß, daß ich jede Lüge erkenne, dann ändert sich das Kommunikationsspiel radikal. Wenn ich es tatsächlich könnte, wäre sogar die Lüge aus der Welt.

Es wundert mich eigentlich, daß so viele Politiker die Glaubwürdigkeitsfrage thematisieren. Wissen sie nicht, daß dies eine jener Fragen ist, deren Aufwerfen allein schädlich ist? Ich frage mich auch, an wen ihre Appelle sich richten. Wer soll einsehen, daß unser System nur auf Glaubwürdigkeit funktioniert? Sie oder ich? Soll ich so dazu gebracht werden, jemandem wieder Glauben zu schenken, dem ich nicht mehr glaube? Da kann ich nur sagen: So einfach geht das nicht! Blauäugigkeit sollte man keinem abverlangen. Im Gegenteil: Wer appelliert, ihm zu glauben, der hat's nötig.

IV.

Das bringt uns zu unserer zweiten Hauptfrage: Wie kann man seine Glaubwürdigkeit wiedergewinnen?

B. Vogel verfolgte in seinem Vortrag tatsächlich die Idee, an uns zu appellieren. Wir sollten einsehen, daß es ohne Vertrauen nicht geht – so meint er –, und darum sollten wir den Politikern gefälligst glauben.

Das ist natürlich paradox. Zwar sind diese Versuche der Unglaubwürdigen alt; die flehenden *Glaub-mir-doch* können aber nur fruchten, wenn tatsächlich noch Glaubwürdigkeit da ist. Politische Systeme auf diese inständige Bitte zu gründen, ist nicht einmal ein Wort zum Sonntag, wenn die Lüge in der Welt ist. Aber einfach rührend erscheint der Versuch eines Politikers, der Öffentlichkeit sein Ehrenwort zu geben und dadurch glaubwürdig zu erscheinen. Wie kann ein Ehrenwort überhaupt die Glaubwürdigkeit restaurieren? Es erinnert doch eher an einige mittelalterliche Verfahrensweisen, die wir heute nur noch als Riten verstehen können. Ich denke an Beweisriten wie den Hexenbeweis: Wer unterging war unschuldig, wer oben schwamm war schuldig. (Eigentlich sehr plausibel, weil man nur mit Hexerei oben bleiben konnte. Aber würden wir dies als Beweismethode akzeptieren?)

Sein Ehrenwort geben, muß wohl einmal geheißen haben, daß man seine Ehre verpfändete, und wenn man dann der Lüge überführt wurde, dann war eben die Ehre futsch – und sicher bedeutete es damals etwas, wenn die Ehre futsch war. Oder wenn es sich um persönliche Verhältnisse drehte, dann mußte man vielleicht um sein Leben kämpfen. Aber was kann es heute bedeuten, wenn ein Politiker einem ganzen Volk sein Ehrenwort gibt? Könnte ich als Bürger irgendetwas damit anfangen, wenn sich erweist, daß der Politiker gelogen hat? Wohl kaum. Was denkt sich der Politiker, der so etwas versucht? Erkennt er nicht, daß er vielleicht, indem er sich zu solchen ehren Analogien versteigt, daß er sich schon allein dadurch noch unglaubwürdiger macht? Sozusagen weil er es mit einer Zeremonie, einem Ritus versucht, von dem eigentlich alle Beteiligten wissen sollten, daß er leerläuft? Nun könnte man ja auch sagen, daß dieser Politiker zwar nicht seine – uns eher nichts geltende – Ehre verpfändet, sondern seine politische Zukunft: Wenn sich nach seinem Ehrenwort erweisen sollte, daß er gelogen hat, dann kann er in unserem Staat nichts mehr werden. (So glauben manche, obwohl es Gegenbeispiele gibt, tote und lebende). Nehmen wir mal an, das stimmt. Was kann ich aber dann mit dem Ehrenwort anfangen, wenn ich weiß, daß die politische Zukunft dieses Politikers auch hin wäre, wenn sich ohne Ehrenwort erweisen sollte, daß er gelogen hat. Dann gibt das Ehrenwort erstens kein zusätzliches Pfand, und es wird zweitens mit dem strittigen Sachverhalt selbst verifiziert. Das Ehrenwort ändert also in diesem Fall die Sachlage überhaupt nicht, die Spielausgänge bleiben gleich. Und wenn ich nun gar den Ehrenwörtler für so klug halte, daß er all das natürlich genau weiß (und wieviel Klugheit gehört schon dazu!), dann muß ich wohl dieses Ehrenwort eher als einen Täuschungsversuch verstehen.

Ein reflektierter Sprecher kann ein solches Ehrenwort nur in Täuschungs-

absicht geben, egal ob er schuldig oder unschuldig ist. Wenn er unschuldig ist, werden wir ihm dies allerdings als naiv und unbedacht nachsehen. Wir Adressaten können vom Ehrenwort leider nicht auf den Tatbestand schließen. Schließen können wir aber, daß der Ehrenwörtler entweder lügt oder naiv ist. Und den entscheidenden Schluß ziehen wir mit der Hilfhypothese, daß wir es nicht mit einem naiven Sprecher zu tun haben.

Ich will jetzt nicht mehr auf andere, sanftere Versuche eingehen, seine Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Die Antwort auf die Frage: Was kann man tun, um seine Glaubwürdigkeit wiederzugewinnen? lautet: Gar nichts. Es gibt unüberschaubar viele Wege, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, aber nur einen Weg, sie zurückzugewinnen: sich an die kommunikativen Maximen halten. Zum Beispiel an die:

- (1) Sag die Wahrheit!
 - Verschweige nichts, was für deinen Partner relevant ist.
- (2) Sprich verständlich!
 - Sprich die Sprache deines Partners.
 - Versuche nicht zu glänzen auf Kosten deines Partners.
- (3) Sprich angemessen!
 - Schau, daß dein Stil zum Inhalt paßt.

Wer sich an diese Maximen hält, wird mit der Zeit wieder zurückgesetzt auf das Urvertrauen.

V.

Soweit – meine Damen und Herren – der linguistische Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion über Glaubwürdigkeit. Es ging mir aber nicht einfach darum, mich hierin als Linguist zu Wort melden, ich wollte die Glaubwürdigkeit auch als Aufhänger für ein paar methodische Anregungen benutzen.

Unsere Tagung befaßt sich mit der Geschichte der deutschen Sprache in der jüngsten Zeit. Diese Zeit ist uns sehr nah, wir haben in ihr gelebt und wir leben in ihr. Darin wird mancher Geschichtsschreiber ein Hindernis sehen, diese Geschichte aus der nötigen Distanz zu beschreiben. Eine verwandte Überlegung wurde dieser Tagung als Leitmotiv vorangestellt. Es ist die Überlegung, wie weit sich der theoretische Reflexionsstand und die methodische Entwicklung auf die entdeckten und behandelten sprachlichen Fakten auswirken, wie weit die Methode ihren Gegenstand schafft, um mit Saussure zu reden. Ich stelle deshalb mein Abschlußräsonnement unter zwei Leitfragen:

1. Wieweit prägen die theoretischen und methodischen Ansätze unsere Ansichten vom Gegenstand? Prägen sie sie überhaupt?
2. Ist eine Betrachtung der neueren Sprachgeschichte für uns möglich? Ist unsere Distanz nicht zu gering, als daß wir überhaupt verlässliche Aussagen machen könnten?

Zur ersten Frage machen wir uns bewußt, daß wir in den letzten 25 Jahren unsere methodischen Möglichkeiten erheblich erweitert haben. Eine wichtige Erweiterung besteht darin, daß das kommunikative Handeln in unseren Blick gekommen ist und daß wir es auch schon ganz gut erforscht haben. Fragen, die wir vor 25 Jahren eher methodisch unbegründet und essayistisch behandeln mußten, beantworten wir heute auf halbwegs sicheren Grundlagen. So beruhen meine Überlegungen natürlich weitgehend auf dem linguistischen Stand, den Sprechaktheorie und Pragmatik geschaffen haben, insbesondere H.P. Grice mit der Entdeckung und Formulierung seiner Maximen. Auf diesen Maximen versuchen wir seit längerem – wie Sie wissen – eine kommunikative Ethik zu bauen, und man könnte das weiter systematisieren.

Die pragmatische Betrachtung ist natürlich keine methodische Alternative zu anderen Ansätzen, es ist eine Erweiterung. In der Behandlung – ich möchte hier durchaus den therapeutischen Aspekt anklängen lassen –, in der Behandlung politischer Sprache schlägt sich diese Erweiterung nieder. Linguistische Untersuchungen öffentlicher Sprache bestanden früher wesentlich darin, die Bedeutung von Wörtern zu untersuchen. Diesen Ansatz muß man nicht revidieren. Denn der Blick auf die Wörter ist verhältnismäßig einfach, und er rentiert sich. Wörter sind Merkzeichen:

- Man bemerkt sie leicht,
- in ihnen wurde etwas gemerkt,
- und man kann darum an ihnen etwas merken.

Aber natürlich genügt das schlichte Nennen typischer Wörter nicht. Es braucht eine genauere Analyse, und so könnten wir etwa meine Überlegungen ansehen als Teil einer einfachen Bedeutungsbeschreibung.

Aber ging es denn tatsächlich um die Bedeutung des Wortes „Glaubwürdigkeit“? Ging es nicht eher um die Glaubwürdigkeit? Ich denke, daß meine Überlegungen gerade zeigen, daß diese Unterscheidung nicht durchgehend sinnvoll ist. Sicherlich können wir für bestimmte praktische Zwecke (z.B. für die Lehre) Grenzen im Bedeutungsraum ziehen. Aber sie sind nicht vorgegeben. Und für andere Zwecke und Zielsetzungen kann man sie anders ziehen – oder überhaupt nicht.

Die theoretische Fundierung unseres Bedeutungsbegriffs hat uns gelehrt, daß zur Bedeutung Text und Wissen gehören. Die Bedeutung eines Wortes konstituiert sich im kommunikativen Handeln. Um eine kommunikative Handlung zu verstehen, braucht man beides: die Bedeutung und kollektives Wissen. (Ich erinnere an Wittgenstein: „Wer keiner Tatsache gewiß ist, der kann auch des Sinnes seiner Worte nicht gewiß sein.“ Über Gewißheit 114) Sprachgeschichte besteht darum in der Analyse der Kommunikationsgeschichte, Sprachgeschichtsschreibung heißt Analyse des Textes *infini*, um aus ihm die Bedeutung und das kollektive Wissen zu destillieren. Soweit sprachliche Kommunikation Konstruktion von Wirklichkeit ist, so weit soll auch sprachhistorische Analyse Rekonstruktion von Wirklichkeit sein. Und tatsächlich geht die gegenwärtige Diskussion nicht um das Wort *Glaubwürdigkeit*, sondern sie ist und behandelt Kommunikationsgeschichte. Und daß selbst die Politiker das einsehen, halte ich für einen wesentlichen Fortschritt im Demokratieverständnis, einen Fortschritt gegenüber der autoritären Ansicht, Politiker seien Männer – tatsächlich Männer – der Tat.

Trotzdem, ja gerade darum ist das Wort keine auswechselbare Etikette, vielmehr kondensiert sich in ihm diese Auseinandersetzung, ein Stück Geschichte also. Wir sollten deshalb in unserer Analyse nicht stehenbleiben bei der jetzt in Mode kommenden Auffassung von Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte. Sprachgeschichte ist vielmehr Problemgeschichte. Für sie genügt es nicht, typische Wörter aufzuzählen – soll der Leser sich das Richtige hinzudenken –, vielmehr geht es darum, die Probleme und die Notwendigkeit dieser Wörter verständlich zu machen, ihren Sinn und ihre Ladung.

Ein anderer Aspekt dieses Bedeutungsbegriffs liegt in der Nicht-Abgeschlossenheit. Die Bedeutung eines Wortes endet nicht irgendwo, wie es uns die Schlichtmethode der Bedeutungsdefinition suggeriert. Sie ist vielmehr in zweierlei Hinsicht offen. Erstens ist nicht von vornherein ausgemacht, welche Zusammenhänge im kollektiven Wissen wichtig sind, welche zu vernachlässigen. Das ist weitgehend eine Frage des Untersuchungsziels. So habe ich einen Aspekt der Glaubwürdigkeit am Beispiel der öffentlichen Sprache und unter dem Gesichtspunkt der kommunikativen Ethik behandelt. Aber die Ansichten anderer Sprecher sind natürlich nicht unwesentlicher oder unrealistischer. Sogar wenn Deuter wie Vogel oder Schmidt sich zu Explikationen erheben, schaffen sie sprachhistorisches Material. Zweitens ist die Bedeutung offen in dem Sinn, daß sie zu keinem historischen Zeitpunkt sozusagen fertig wäre. Die Kommunikationsgeschichte geht weiter, und die Bedeutung ist ja Teil der Kommunikationsgeschichte. Jeder kommunikative Akt hinterläßt – mehr oder

weniger tiefe – Spuren im Wissen, und jeder kann damit auch im kollektiven Wissen landen.

Beide Offenheiten beruhen auf der Dynamisierung des Bedeutungsbegriffs, die wir in den letzten Jahren erarbeitet haben. Diese Dynamisierung hat natürlich Auswirkung auf die Auffassung von Sprachgeschichte. Auch die historische Semantik kann sich danach nicht mit Bedeutungsdefinitionen begnügen. Sie muß vielmehr den Standard jeder Bedeutungsbeschreibung erreichen in Bezug auf Text und kollektives Wissen (Busse 1987, Kap.11; Fritz 1988). Und da Sprache historisch ist durch und durch, könnte man auch meine Überlegungen als ein bescheidenes Stück Sprachgeschichtsschreibung ansehen. Dies wäre dann keine retrospektive, sondern eine teilnehmende Sprachgeschichtsschreibung. Diese teilnehmende Sprachgeschichtsschreibung scheint zwar den Mangel fehlender Distanz zu haben, aber sie kompensiert ihn, weil sie tiefer gehen kann. Der teilnehmende Geschichtsschreiber, der die Bedeutung aus der Kommunikationsgeschichte destilliert, hat Kenntnisse der Texte und des kollektiven Wissens, die dem retrospektiven – glaube ich – grundsätzlich verschlossen bleiben.

Wenngleich seriöse retrospektive Sprachgeschichtsschreiber immer versucht haben, für die Wortgeschichte den Zeitgeist und die allgemeine Geschichte einzubeziehen, so hat das doch seine prinzipiellen Grenzen. Der retrospektive Schreiber kann nicht zum Teilnehmer werden:

- Das ist erstens nicht zumutbar, weil kein Individuum völlig aus seiner Zeit in eine frühere springen sollte.
- Das ist zweitens nicht wünschenswert, weil damit die Dolmetscherfunktion des Geschichtsschreibers angekränkt wird. Er würde den Kontakt mit uns, seinen Adressaten verlieren. Aber er soll ja vermitteln, was für uns interessant, was für uns wichtig an früheren Zeiten ist, die er verstanden hat.
- Das ist drittens eigentlich unmöglich, weil niemand sich in eine frühere Zeit so einleben kann wie in die eigene. Der Grund dafür ist so einfach wie schlagend. Selbst das vollständige Eintauchen in eine frühere Zeit, das ja nur über Texte möglich ist, bleibt defektiv, weil es unidirektional und monologisch ist. Der Geschichtsschreiber hat nicht die Möglichkeit, in einen Dialog einzutreten. Darum kann er sein Verständnis letztlich nicht verlässlich überprüfen.

Aber sicherlich ist der teilnehmende Geschichtsschreiber zu besonderen methodischen Anstrengungen und Ansprüchen verpflichtet. Darf er überhaupt mitarbeiten am historischen Texten infini? Müßte er nicht einen

Standpunkt außerhalb einnehmen? Das kann er nicht. Darum muß er seine Teilnahme bejahen, und er muß sie methodisch kontrollieren. Ja, er sollte sie auch offenkundig werden lassen. Lassen Sie mich das an einem Gegenbeispiel demonstrieren. Einer der wenigen Kollegen, die sich mit neuester deutscher Sprachgeschichte befassen, tut dies mit typischen Wörtersammlungen, die wohl für sich selbst sprechen sollen. In einer solchen Liste kommen die Wörter *teach in*, *sit in* usw. als Kennwörter der 68er vor (Steger 1989). Da konnte der Kollege sich den Hinweis nicht verkneifen, daß mit diesen Veranstaltungen sich „verschiedenartige Gewaltausübungen verbinden konnten“ (Steger 1989, S. 13). Das ist erst einmal auffällig in einer Arbeit, die sonst kaum genaue semantische Analysen bietet. Außerdem ist es auch methodisch nicht besonders gelungen, sich auf diesen Hinweis zu beschränken. Denn damals ging es ja gerade um die geistige Auseinandersetzung mit den Formen der Gewalt, mit den Differenzierungen der Gewalt usw. Eine Auseinandersetzung, die noch bis vor kurzem anhielt und die sogar (etwa im Mutlangen-Prozeß) hohe Gerichte zu neuen Einschätzungen führte.

Also der simple Hinweis deutet auf ein anderes Problem, nämlich eben das Problem der Teilnahme. Vielleicht war dieser Kollege hier selbst involviert. Sie verstehen mich richtig. Der teilnehmende Geschichtsschreiber darf werten. Er sollte aber nicht wild werten, sondern argumentativ. Die Wertung sollte offenkundig sein, sich nicht hinter einer scheinobjektiven Feststellung verstecken, die Geschichte verzerrt. Und vor allem: Der teilnehmende Geschichtsschreiber muß die Intentionen der Sprecher verstehen und darstellen, dann darf er auch werten. Denn die wirklich neutrale Drübersteherhaltung, die schafft keiner. Er nicht, ich nicht – und vielleicht sogar Sie nicht. Allerdings: eine grundsätzliche Schwäche kann ich darum in der linguistischen Teilnahme wahrlich nicht erkennen.

Vielleicht werden Sie die teilnehmende Sprachgeschichte für nicht so interessant halten, weil sie unseren Horizont nicht im gleichen Sinn erweitert wie die retrospektive. Vielleicht werden Sie – übrigens mit Recht – sagen, meine Materialbasis sei doch sehr dünn und ich hätte auch ruhig etwas weiter zurückgehen dürfen. Aber ich finde: Die Teilnahme hat ihre Reize. Ihre Reize liegen

- im kreativen Akt der Destillation des Selbstverständlichen, das uns sonst gerade nicht auffällt,
- im aktiven Eingreifen in den Prozeß der Sinnkonstitution.

Literatur

- Arendt, H. (1972): Wahrheit und Lüge in der Politik. Zwei Essays, München.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik, Stuttgart.
- Fritz, G. (1988): Change of Meaning and Change of Vocabulary. In: Ammon, U. u.a. (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik, Zweiter Halbband, Berlin/New York, S. 1614-1631.
- Michel, K.M. (1983): Die Herrschaft der neuen Glaubwürdigkeit. In: Michel, K.M./Spengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 71, S. 21-30.
- Shaw, R.M. (1966): The Dangers of Getting Used to Lies. In: Congressional Record (9) A627.
- Steger, H. (1989): Sprache im Wandel. In: SuL 63, S. 3-31.
- Vogel, B. (1988): Glaubwürdigkeit in Wissenschaft und Politik. In: Augsburger Universitätsreden 12, Augsburg, S. 21-33.